

Zeitschrift: Der Friede : Monatsschrift für Friedens- und Schiedsgerichtsbewegung
Herausgeber: Schweizerische Friedensgesellschaft
Band: - (1917)
Heft: 12

Artikel: Splitter und Späne
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-801615>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Trotz Haager Konferenz, trotz Aufklärung ist der Krieg Tatsache geworden, und wir stehen heute vor dem vierten Kriegswinter. Ist es möglich, durch den Militarismus den Militarismus aus der Welt zu schaffen? Nein, ebensowenig wie man im Frühjahr Äpfel von den Bäumen pflücken kann, die Blüten tragen. Die Zeit allein und die damit einsetzende Einsicht des Irrtums und die Aufklärung der grossen Massen können den Militarismus besiegen. Aber, fragen wir uns, welches Mittel könnte berufener sein, auch den Militarismus zu bekämpfen als das ersterwähnte der Schlichtung der Streitigkeiten durch ein internationales Schiedsgericht.

Wenn es nicht möglich war, den Krieg zu verhindern, warum soll es denn nicht möglich sein, wenigstens heute die Beendigung des Krieges durch dieses Mittel herbeizuführen? Was Anno 1898 nicht möglich war, sollte es nicht durch die eingetroffenen Verhältnisse heute möglich geworden sein, nachdem die Rechnung in Wirklichkeit als falsch befunden wurde?

Hätte nicht heute ein Rundschreiben, wie dazumal dasjenige des Zaren, viel mehr Aussicht auf Erfolg, und liegt nicht die Pflicht zur Absendung eines solchen Manifestes der ersten besten Regierung ob, die als neutral sich im Verein mit andern zur Mittlerin machen muss?

Wenn der Krieg, statt durch einen militärischen Entscheid, durch ein Schiedsgericht entschieden wird, dann ist allen Teilen gedient. Heute ist die Welt in zwei grosse Gruppen geteilt. Jede dieser Mächtegruppen hat ein grosses Interesse daran, möglichst starke und kräftige Alliierte zu haben. Wird nicht nach dem Friedensschluss die Einsicht kommen, dass bei einem Zusammenschluss der Völker der ganzen Welt zu einer Weltföderation jeder Staat nur ein Interesse daran hat, dass der andere Staat mächtig und gross sei und als solcher sowohl ein guter Markt für die vielen Fabrikate des eigenen Landes als auch ein guter Lieferant von Rohstoffen und Produkten, die im eigenen Lande fehlen.

Wenn der Krieg auch den grossen Massen das klar zum Bewusstsein bringt, was jedem denkenden Menschen schon vor dem Kriege klar war, dass die politische Teilung und Zersplitterung der Weltwirtschaft ein Erbe des Mittelalters bedeutet, das allerschlechteste Erbe, und dass wir im Zeitalter der Elektrizität, der Motoren und Maschinen, auch in politischer Hinsicht anfangen müssen, modern zu denken, dass alle Völker voneinander abhängig sind wie die Glieder eines Körpers und dass die Leiden eines Volkes alle andern mitempfinden, dann ist zu hoffen, dass auch das Schweizervolk klar die Pflicht und Aufgabe erkennt, ohne Rücksicht auf sich selbst, zum Wohle aller Völker eine neue Friedensnote zur Einberufung eines internationalen Schiedsgerichtes zur Beendigung des Krieges zu erlassen.

Hie Schweizermut! Hie Völkerfreiheit!

M. D.

**Antwort des schweizerischen Bundesrates
auf die
Resolutionen der Oltener Delegiertenversammlung.**

Der Bundesrat hat an das Zentralkomitee der Schweizerischen Friedensgesellschaft folgendes Schreiben erlassen:

„Mit grossem Interesse hat der Bundesrat von Ihrer Zuschrift vom 24. Oktober 1917 Kenntnis genommen, wie auch von den Resolutionen, die in Olten am 22. Oktober von der Versammlung der Schweizerischen Friedensgesellschaft gefasst wurden.“

Der Bundesrat hat bereits Gelegenheit gehabt, verschiedene Male öffentlich zu erklären, dass er eifrig den Abschluss eines gerechten und dauernden Friedens wünscht. Er bestätigt noch einmal seine Erklärungen. Er ist überzeugt, dass das Problem einer internationalen juristischen Organisation — wie man sie auch bezeichnen möge — die kleinen Nationen vielleicht noch mehr als die grossen angeht. Die Sympathien der Schweiz und ihrer Regierung für den Gedanken einer auf das Recht gegründeten internationalen Ordnung dürften daher ausser Zweifel stehen. Es ist im besondern klar, dass wir in Zukunft die Ausdehnung des Grundsatzes des obligatorischen Schiedsgerichtes und die Beschränkung der Rüstungen anstreben müssen. Unsere Sympathie gilt ebenfalls dem Gedanken, dass die Geschicke der Völker nicht entsprechend der Gerechtigkeit geordnet werden könnten, wenn man nicht nach Möglichkeit ihren Bestrebungen Rechnung tragen würde. Der Bundesrat kann aber nicht finden, dass der Augenblick günstig sei, um den von der Schweizerischen Friedensgesellschaft formulierten Begehren eine konkrete Folge zu geben. Der Bundesrat verfolgt die internationale politische Lage mit der ganzen Aufmerksamkeit, die ihm von seiner Tätigkeit und seiner Pflicht geboten ist. Er wird im gegebenen Zeitpunkt nicht ermangeln, die Einsicht der Männer, die in diesen wichtigen und delikaten Gebieten besonders kompetent sind, zu Hilfe zu nehmen.“

Splitter und Späne.

Die Deutschen sollen Elsass-Lothringen den Franzosen geben? Was ist denn Elsass-Lothringen? Etwa eine Schnupftabaksdose, bei welcher es nur darauf ankommt, zu bestimmen, ob Michel oder Marianne aus ihr schnupfen soll? Deutschland darf Elsass-Lothringen ebensowenig den Franzosen geben, wie Frankreich es von den Deutschen nehmen darf. Mehr als drei Viertel Europas machen heute in Demokratie. Wenn es sich aber um das Haben handelt, so wissen Demokraten und Demokratien nicht besser was demokratisch ist als Serenissimus. Deutschland darf Elsass-Lothringen keinem geben, es sei denn der Freiheit, der Selbstbestimmung seines künftigen Schicksals, und Frankreich darf Elsass-Lothringen von keinem nehmen, es sei denn von den Elsass-Lothringern selber. «Nous aurons l'Alsace-Lorraine!» Das klingt wie ein Schlag auf eine gebörstene Pauke aus der Zeit Ludwigs XIV. — Du solltest so nicht reden, Hirn der Welt!

*
Man hat den Elsass-Lothringern von jeher übel mitgespielt. Als man ihnen im siebzehnten Jahrhundert das fremde Joch auf die Hälse legte, begann die Periode ihrer besonderen Leiden. An dem, was damals geschah, waren neben dem französischen Könige auch deutsche Fürsten schuld, soweit hier überhaupt von Schuld die Rede sein kann; denn das ist zu bedenken, dass in jenen Zeiten die Menschen noch sehr viel weniger als heute einen klaren Begriff davon hatten, was im zwischenstaatlichen Verkehr und in der Politik Recht ist. — Das französische Joch war leicht, das sei betont. Um so gefährlicher war es für die Seele des elsass-lothringischen Volkes. Als die Revolution sie erschütterte und kurz darauf der Glanz des ersten Kaiserreichs sie blendete, vermochte sie nicht mehr zu widerstehen. Damals wurden die Elsass-Lothringen auch mit dem Herzen politisch zu Franzosen und wussten und ahnten nicht, dass sie bereits krank sein mussten, damit das möglich wurde. Erst

von diesem Zeitpunkt ab setzte die Volksseele sich im vollen Sinne des Wortes aus zwei Hälften zusammen, welche nicht zueinander passen; denn kulturell waren die Bewohner der Provinzen in der Hauptsache immer noch deutsch geblieben. Frankreich begriff nach allem, was geschehen war, die Lage jetzt besser als bisher, schlug aber doch nicht in sich. Im Gegenteil, es wollte nun die ganze Seele der Bewohner und handelte dementsprechend. Die Enkel gedachten, ihrem Staate die günstig erscheinenden Folgen des Unrechts der Urgrossväter sicherzustellen, machten dieses so zu ihrem eigenen und wurden sogar doppelt und dreifach schuldig, weil ihre Väter eben erst das Feuer entzündet hatten, aus welchem der Phönix der Menschenrechte in neuer Schönheit seinen verheissungsvollen Aufstieg nahm. Es wurde mehr und mehr das Streben der französischen Nation, den Elsass-Lothringer ihre angestammte Kultur und ihre angestammte Sprache zu rauben. Wer aber seine Sprache verliert, verliert seine Seele, so sagt das Volk, so sagt auch der weltfremde Wilde, welcher hoch oben in den Anden seine einsame Hütte baut. — 1871 waren die Dinge schon weit gediehen. Die Elsass-Lothringer waren trotz aller Bemühungen ihrer Beherrschter keine Franzosen geworden, weil das unmöglich ist; aber Deutsche waren sie auch nicht mehr. Hier war zartestes Verstehen seitens der Sieger nötig; das aber hatten diese nicht, und die Preussen, welche massgebend waren, ihrer Eigenart gemäss am wenigsten. So ging denn die rückläufige Entwicklung nach deutscher Seite hin nur schlecht voran. Heute sind die Elsass-Lothringer ein lebendiges Sündenregister der beiden grossen Nachbarnationen, und es ist nicht abzusehen, wie alle die Sünden, welche es verkündet, wieder gutgemacht werden sollen. Vielleicht ist es bereits zu spät dazu. Die Volksseele in den Provinzen befindet sich in tieferer Verwirrung als je. Unsicher schaut sie nach beiden Seiten und vermag nicht zu entscheiden, wohin sie gehört. Sie begreift sich selber nicht mehr und kann es auch gar nicht. Ein dumpfer Unmut nagt und frisst an ihr, und sie weiss nicht, wen sie verantwortlich machen und wem sie zürnen soll. Europa aber hat sich daran gewöhnt, ihre Träger nebensächlich zu behandeln und das Land, mit dem sie verwebt sind, bald dem einen, bald dem andern zuzuerkennen, wie man das gefühllose Gold hinüber- und herüberschiebt über den Tisch, an welchem die Spieler sitzen. — Seht, das ist nun euer Werk, ihr Mächtigen! — Einst war ein wundervolles Geistesleben in jenen Gauen. Ein Singen und Klingen gab es dort, wie wenige Leute im liederreichen Europa es je vernommen haben. Seltene Blüten erschlossen sich daselbst, welche heute noch den Garten der Menschheit mit Wohlgerüchen erfüllen, und Früchte sind hier gereift, von denen Millionen assen und essen und welche doch immer noch ganz sind wie am ersten Tage. Das war einmal —, und was kam dann? Ein paar intelligente Krieger, welche dem Korsen halfen. — Will man die bewundern?

* * *

Professor (im politischen Examen): Wie würden Sie sich also, meine Damen und Herren, der Welt gegenüberstellen, wenn Sie ein Unrecht begangen hätten oder noch begehen wollten, welches nicht verborgen bleiben kann?

Michel: Ich würde den in Frage kommenden Fall verallgemeinern, bis er sich in befriedigender Weise irgendeinem philosophischen System anschmiegen würde, mit Hilfe dessen sich die innere Berechtigung meiner Handlungsweise demonstrieren liesse.

Marianne: Ich würde sehr viel durcheinanderreden und immer noch mehr, bis es mir gelungen wäre, die Welt konfus zu machen.

John: Ich würde nicht allzuviel reden, aber ein treuherziges Gesicht machen und durch heitere Ruhe und freimütiges Gebaren den übrigen die Lauterkeit meines Gewissens zum Bewusstsein bringen.

Europa (sich bekreuzigend): Hilf Himmel! Zwischen den dreien ist ja die eigene Mutter nicht mehr sicher!

* * *

St. Peter: So geht es nicht weiter! Wenn eine der beiden Schalen sinken will, wirft der Allgewaltige jedesmal etwas in die andere, einen Sieg, eine Enthüllung, eine Kriegserklärung, und nun ist's wieder nichts. — Ich will einmal mit ihm reden!

Nach diesem Monolog macht *St. Peter* von seinen himmlischen Vorrechten Gebrauch und steht bereits in der nächster Minute vor dem Throne des Allerhöchsten.

St. Peter: Herr, um des Friedens willen, lass endlich einem von beiden den Sieg!

Der Herr: Wem soll ich den Sieg lassen, mein guter Peter, dem Würdigsten?

St. Peter (nach einem Besinnen, kleinlaut): Ach so! —

* * *

Die europäischen Suppenkaspare, wie besessen tanzend, singen: Ich esse meine Suppe nicht! Nein, meine Suppe ess' ich nicht! Ich esse meine Suppe nicht! — (Man vernimmt einen fein abgedämpften Beifall auf beiden Seiten der Bühne.)

* * *

Germania am Scheidewege: Wenn ich nur gewiss wüsste, dass die Tugend wirklich Rechnung lässt!

* * *

Simplizissimus: Der Mensch ist ein federloser Zweifüssler? — Am Ende stimmt's! In diesen Tagen macht er völlig den Eindruck eines gerupften Raubvogels.

Ss.

Verschiedenes.

Otto Volkart hielt vor kurzem einen Vortrag im Lausanner Volkshaus über Georg Herwegh*). Obgleich er sich der deutschen Sprache bediente, war der grosse Saal gut besetzt. Die Zuhörer waren zum grössten Teil Welschschweizer. Der deutsche Dichter Georg Herwegh war deutscher Republikaner — das war es, was dem deutschen Vortrag Otto Volkarts im voraus Erfolg versprach, und die Veranstalter der Konferenz, die Liga für Menschheitsinteressen, hatten sich in ihrer Voraussetzung nicht geirrt. Volkart sprach als Republikaner zu Republikanern, und er verstand es, seine Zuhörer im höchsten Grade zu fesseln. Seine klare, tiefempfundene Darstellungsweise des zu seiner Zeit verkannten und verfolgten Dichterhelden war meisterlich, und langanhaltender, begeisterter Applaus belohnte seine reichdokumentierten Aufführungen. — Hoffen wir, dass auch in Deutschland bald die Zeit anbricht, da dem Vorkämpfer für Deutschlands Befreiung die ihm gebührende Anerkennung und Bewunderung gezollt und sein Andenken öffentlich gefeiert wird.

W. Kohl.

*) Georg Herwegh, eine Rede von Otto Volkart, im Verlag der Soz. Jugendbibliothek in Zürich.